

NOTITIAE BIBLIOGRAPHICAE

Vorbemerkung: Folgende „Redemptoristica“-Rezensionen sind zum Teil bereits in anderen Zeitschriften erschienen. Die Verfasser sind anerkannte Wissenschaftler. Wir möchten ihre Beiträge als Beispiele dafür, daß die Geschichte der Kongregation auch außerhalb derselben wahrgenommen wird, den Lesern des „Spicilegium Historicum“ nicht vorenthalten. Daß die Verfasser aus einer gewissen Distanz schreiben, macht ihre Beurteilung nur umso wertvoller.

Die Redaktion

Studia et Subsidia de Vita et Operibus S. Alfonsi Mariae de Liguori (1696-1787). Bis centenaria memoria recurrente ab eius obitu beato 1789-1987 (Bibliotheca Historica Congregationis SSmi Redemptoris 13), Romae, Collegium S. Alfonsi de Urbe 1990, 655 s.

Im Jahre 1987 jährte sich zum 200. Mal der Todestag des hl. Alfons von Liguori, des Gründers der Redemptoristenkongregation. Zu diesem Anlaß erschien der hier anzuzeigende Band. Wer befürchtet, es handle sich hierbei um Hofgeschichtsschreibung oder eine Art moderner Hagiographie — wie man solches bei „autohistoriographischen Versuchen“ häufiger antrifft — kann, um es vorweg zu sagen, beruhigt werden.

Der Band gliedert sich in drei Teile. In Teil I (S. 13-150) werden Vorbereitung und Durchführung des Jubiläums beschrieben und die wichtigsten Dokumente des Jahrestages in einer Edition vorgelegt.

Den Schwerpunkt bildet zweifellos der Teil II (1. 151-483), in dem Quellen und Studien zu Leben und Werk des hl. Alfons geboten werden. Äußerst instruktiv ist der Beitrag von Otto Weiß „Alfons von Ligouri und seine Biographen. Ein Heiliger zwischen hagiographischer Verklärung und historischer Wirklichkeit“ (S. 151-284), der minuziös die Entwicklung des Alfonsbildes im Spiegel der über ihn verfaßten Biographien nachzeichnet. Weiß unterscheidet dabei fünf Phasen: 1 (1782-1816) Anlage der historisch-hagiographischen Grundmuster; 2 (1816-1887) Seit der Seligsprechung tritt die historische Genauigkeit hinter der pastoralen Zielsetzung zurück, der Heilige wird zum Vorbild; 3. (1887-1939) Dilgskrons Biographie (1887) bildet einen entscheidenden Einschnitt und führt zu einer

ersten historischen und quellenkritischen Arbeit über Liguori, deren Ergebnisse aber bald wieder hagiographisch popularisiert werden; 4. (1939-1959) Das wissenschaftliche Anliegen wird wieder aufgegriffen und zunächst in einer Vielzahl von Einzeluntersuchungen realisiert. Das Ergebnis war die 1950 erschienene kritische Biographie Tellerias, die bisher nicht übertroffen wurde; 5. Seit 1860 tritt das wissenschaftliche Anliegen wieder zurück, die Persönlichkeit des Heiligen und seine Spiritualität für heute wird neu entdeckt.

Giuseppe Orlandi (S. 285-314) zeigt an ausgewählten Beispielen die Mangelhaftigkeit der Edition der Briefe Liguoris, die in den Jahren 1887-1890 erschien, auf und stellt die Kriterien für eine kritische Neuedition vor, auf die man gespannt sein darf.

Hernán Arboleda Valencia (S. 315-384) legt Regesten von Manuskripten aus der Feder des Heiligen vor, die sich im „Archivum Generale Historicum“ der Redemptoristen in Rom befinden. Der stattliche Katalog mit 1025 Nummern ist durch einen Index gut erschlossen.

Der Band wird durch ein Werkverzeichnis Alfons von Liguoris (S. 485-543) und eine „Bibliografia Alfonsiana“ (S. 545-647), welche alle seit 1978 erschienenen Beiträge erfaßt, abgerundet. Wer sich in Zukunft mit Alfons von Liguori — sei es biographisch oder moraltheologisch — und der von ihm gegründeten Kongregation beschäftigt, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen, das zugleich ein unverzichtbares Nachschlagwerk darstellt.

Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 10 (1990) 379f.

Hubert Wolf

Josef FISCHER, *Maria Benedicta Rizy, Grillparzers Kusine - die Nonne von Stein an der Donau*, in: *Hippolytus, Neue Folge. St. Pöltener Hefte zur Diözesankunde* 16 (St. Pölten 1991), 3-48.

In den „Monumenta Hofbaueriana“ begegnet dem Leser öfters der Name Maria Rizzi. Gemeint ist Maria Rizy, geboren 1791 in Wien, gestorben 1852 in Eggenburg. Sieht man von der ergänzungsbedürftigen Kurzbiographie von François DUMORTIER (*Fleurs de l'Institut des Rédemptoristines*, Tournai 1910, 286-290), den Hinweisen bei Eduard HOSP (*Erbe des heiligen Klemens*, Wien 1951) und den wenigen Zeilen ab, die ihr Clemens HENZE in seiner Geschichte der Redemptoristinnen (*Die Redemptoristinnen*, Bonn 1931)

gewidmet hat, so hat Maria Rizy, die als Gründerin des ersten Redemptoristinnenklosters in Österreich galten kann, bisher noch kaum eine Würdigung erfahren. Umso mehr ist daher zu begrüßen, daß sie in letzter Zeit der Vergessenheit entrissen wurde. In der Zeitschrift „Hippolytus“ zur Diözesangeschichte St. Pöltens hat Magister Josef Fischer, Redemptorist in Eggenburg, 34 Briefe aus einer ihm vorliegenden größeren Briefsammlung herausgegeben. Fischer beschränkt sich dabei auf die Briefe, die im Kloster Stein entstanden sind. Ein Ziel der Veröffentlichung, wie der von weiteren Briefen Maria Rizys (aus Kattau und Eggenburg) in der Zeitschrift „Das Waldviertel“, ist: „Einblick [zu geben] in die Seele einer heiligen Frau..., die bei aller Gottverbundenheit ansprechendste menschliche Anmut aufweist, wie man sie in Heiligenbiographien selten findet“. Der Anlaß für die Veröffentlichungen ist der 200. Geburtstag Maria Rizys, aber auch der 200. Geburtstag des Dichters Franz Grillparzer. Maria Rizy war nämlich eine gleichaltrige Cousine Grillparzers (nicht seine Nichte, so HOSP, *Erbe des hl. Klemens*, 130) und so schien es nur recht und billig, aus dem österreichischen „Grillparzerjahr“ auch ein „Rizyjahr“ zu machen. Aufschlußreich in diesem Zusammenhang der einführende Kommentar Fischers, ein kurzes Lebensbild, das vor allem den gemeinsamen Kinder- und Jugenderlebnissen Maria Rizys und Grillparzers nachgeht. Die Arbeit Fischers dürfte Redemptoristinnen und Redemptoristen in aller Welt interessieren. Wir zeichnen daher im Anschluß an die verdienstvolle Veröffentlichung Fischers das Lebensbild Maria Rizys nach.

Die Beziehungen Maria Rizys zu Grillparzer zeigt Fischer in seiner Einleitung auf. Die Mutter Maria Rizys war eine Schwester der Mutter Grillparzers. Sie entstammten der bekannten Wiener Familie von Sonnleithner. Ihr Bruder war Ignaz von Sonnleithner, der große Förderer Franz von Schuberts. Dessen Sohn Leopold von Sonnleithner, auch er ein Cousin Maria Rizys, war Schuberts bester Freund. Zu ergänzen wäre, daß er auch mit einem weiteren Mitglied des Schubertkreises, dem späteren ersten deutschen Redemptoristenprovinzial Franz von Bruchmann befreundet war. Dieser hat nach seinem Klostereintritt den Rechtsanwalt Leopold von Sonnleithner zum Verwalter seines Vermögens eingesetzt, wie zahlreiche Dokumente im Archiv der Münchener Provinz bezeugen.

Die gleichaltrigen Kinder Maria Ignazia Rizy und Franz Seraphicus Clodius Grillparzer, die sich häufig im Hause der gemeinsamen Großmutter trafen, waren einander sehr zugetan, ja es gab zwischen ihnen eine Art Geistesverwandtschaft. Noch der 16jährige Grillparzer schrieb seiner Cousine ins Stammbuch:

„Was es seiner Lieblichen bereitet,
gab dir alles das Geschick...
Eins nur ist zu geben mir geliebt
und dieß einzige bieth ich Dir an:
eine Seele, die dich innig lieben kann“.

Es war das letzte Zeugnis der innigen Zuneigung. Franz und Maria lebten sich seither immer mehr auseinander. Zwar kam es noch zu einer letzten Begegnung, als Maria Franz Grillparzer während einer Krankheit im Januar 1820 betreute, doch bestand damals schon „zwischen den beiden in zweifachem Sinne Nahverwandten eine Kluft..., über welche hinüber sie sich nur aus unnahbaren Fernen einander zuwinken konnten“. (Theobald Rizy, Bruder Marias, im Wiener *Grillparzer Album*, 471).

Beide waren seit 1812 nicht nur äußerlich verschiedene Wege gegangen. Grillparzer, der in Wien die Beamtenlaufbahn einschlug, hatte sich der katholischen Kirche entfremdet und liebte es, über fromme Volksbräuche (wie das „Januariswunder“, das er 1819 in Neapel erlebte) zu spotten, Maria Rizy, Erzieherin der Gräfinnen Gilleis in Kattau, verfolgte zwar mit innerer Anteilnahme den Aufstieg ihres nahen Verwandten, aber ihre geistige Entwicklung war eine völlig andere. Sie stand dem Wiener Romantikerkreis, vor allem aber deren Seele, Klemens Hofbauer, nahe, der seit 1817 ihr Beichtvater war. Weniger bekannt ist, daß Hofbauer sich ihrem Wunsch, in einen der in Österreich genehmigten Orden einzutreten, entgegenstellte. Er legte ihr nahe, auf die Einführung der Redemptoristinnen zu warten. Tatsächlich wartete Maria Rizy seit dem 23. Dezember 1824 unter der Leitung der Wiener Redemptoristen mit einigen anderen Anwärterinnen in einer klosterähnlichen Gemeinschaft auf die Zulassung des Ordens in Österreich. Nach der kaiserlichen Genehmigung (11. November 1830) und dem Noviziat (als Novizin und Novizenmeisterin!) erhielt sie bei der Profess (30. Januar 1832) den Namen Schwester Maria Benedicta von der Heiligsten Dreifaltigkeit und wurde am 25. Februar 1832 auf Wunsch P. Passerats zur ersten Oberin des Ordens der Redemptoristinnen nördlich der Alpen gewählt.

Schwester Benedicta erfüllte vollauf die in sie gesetzten Erwartungen. Sie war eine mütterliche, liebenswürdige und edle Frau von großer Energie. 1834 veranlaßte sie den Bau eines Klosters am Rennweg in Wien. Am 14. Juli 1836 konnten die Schwester ihr Behelfsheim verlassen und in den Neubau einziehen. Doch schon bald war das Haus zu klein. Am 7. November 1840 gründete Schwester Maria

Benedicta eine neues Kloster in Stein an der Donau, auf halbem Weg zwischen den Redemptoristenklöstern in Wien und Eggenburg. Das Revolutionsjahr 1848 bereitete dem blühenden Kloster ein allzu frühes Ende. Schwester Maria Benedicta begab sich nach Eggenburg, wo sie am 18. Mai 1852 starb.

Auf den Inhalt der veröffentlichten Briefe kann hier nur kurz eingegangen werden. Doch sind gerade die bisher völlig unbekanntenen Briefe aus Stein über das Lebensbild der Maria Rizy hinaus auch für die Ordensgeschichte der Redemptoristinnen wie der Redemptoristen von Bedeutung. So findet sich in einem Brief vom 20. Oktober 1840 eine Charakteristik P. Passerats, anderswo finden sich Hinweise auf die Patres Madlener, Kosmaček, Tendler und auf andere Redemptoristen, die Stein besuchten oder dort predigten. Gerade solche Hinweise sind von unschätzbare Bedeutung, da bekanntlich 1848 ein großer Teil der Akten der österreichischen Redemptoristen verloren ging. Daß Fischer sich die Mühe machte, die in den Briefen vorkommenden Namen zu verifizieren, ist ihm besonders zu danken. Leider finden sich nicht immer die Belegstellen, doch zeigen gerade die erwähnten Namen, wie weit der Kreis war, mit dem Maria Rizy in Kontakt stand. Wichtig der Hinweis auf die Seelenverwandtschaft mit der Frau Kupelwiesers, Johanna Lutz, die ja auch in der Lebensgeschichte Schuberts und Bruchmanns vorkommt. Ob Grillparzer tatsächlich bei seinem „Oberpriester“ in „Hero und Leander“ an den „Obervorsteher“ Passerat dachte, wie Fischer vermutet? Auch wenn es kaum beweisbar ist, möglich wäre es. Passerat war in Wien eine bekannte Gestalt und galt mit seinen Redemptoristen als der Inbegriff des strengen kirchlichen Konservatismus. Er hatte seine Presse. Sicher ist auch, daß die Patres im Vormärz die Literaten beeindruckten, angefangen von dem „Spaziergang eines Wiener Poeten“ des Anastasius Grün aus dem Jahre 1831 bis zu Nestroys Posse „Freiheit in Krähenwinkel“ aus dem Revolutionsjahr 1848.

Otto Weiß

Franz HOLZMANN, *Architekt in der Neuen Welt. Leben und Werk des Remptoristen Johannes Baptista Stiehle CSsR*, Selbstverlag des Verfassers, Dächingen 1988, 132 S.

Im Jahre 1829 in Dächingen bei Ehingen geboren, erlernte Johannes Baptista Stiehle das Schreiner-, dann auch das Schmiedehandwerk. 1850 trat er als Brudernovize in den Redemptoristenorden

ein. Da in Württemberg die Männerorden noch immer verboten waren, mußte Stiehle ins „Ausland“, ins Elsaß gehen. Seiner Begabung und Ausbildung entsprechend arbeitete er dann vor allem beim Um- und Ausbau verschiedener Häuser des Ordens. 1873 wurden die Redemptoristen vom Bundesrat des Deutschen Reiches als „jesuitenverwandt“ eingestuft. Die Klöster in Elsaß und Lothringen, noch immer dem Provinzial in Frankreich unterstehend, wurden umgehend aufgehoben, die Bewohner ausgewiesen. Stiehle ging mit einigen Brüdern nach Ecuador (Cueca). In diesem Land, in dem Fachkräfte gesucht waren, konnte er sein Talent voll entfalten. Er arbeitete als Architekt. Stiehle baute fast alles, was man bauen kann: Brücken, Schulen, Spitäler, Kirchen, Wohnhäuser, Straßen, Brunnen. Und dies alles unter schwierigen Bedingungen, in einem Land, das selbst die Baugeräte aus Deutschland einführen mußte. Mehrfach erlebten Stadt und Land Erdbeben und Vulkanausbrüche; nun galt es, die Schäden zu beheben. Glanzpunkt des Schaffens war ohne Zweifel der Dom von Cuenca, der in einer eigenartigen Mischung verschiedener Stilelemente, aber nicht ohne Würde entworfen und errichtet wurde. Im Januar 1899 starb Bruder Johannes, er wurde in Cuenca unter großer Anteilnahme beigesetzt.

Das Andenken an diesen tüchtigen und schaffigen, dabei frommen, nach Meinung mancher Zeitgenossen heiligmäßigen Schwaben wurde vor allem in der Familie gepflegt. Seit einigen Jahren bemüht sich Franz Holzmann, selbst mit Stiehle verwandt, systematisch alle Spuren zu sichern. Zusammen mit Sigmund Schänzle skizzierte er im „Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte“ 7 (1988) 285-296 (*Bruder Johannes Baptista Stiehle CSsR, 1829-1899. Ein Schwabe baut dem Dom von Cuenca/Ecuador*) Leben und Werk des originellen Mannes. Nun liegt zum gleichen Thema ein selbständiges Buch vor, von Franz Holzmann geschrieben und zusammengestellt. Es bietet gegenüber dem Beitrag im Jahrbuch weiteres Material, vor allem Bilder. Ein Vorbehalt sei indes erlaubt: Die Äußerungen des Redemptoristenbruders zu Fragen aus Frömmigkeit und Theologie sollte man nicht überbewerten. Sie entsprechen durchaus dem, was im Kloster lebende Onkel und Tanten an die Verwandtschaft in der Welt, vor allem an Neffen und Nichten zu schreiben pflegen.

Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 8 (1988) 405.

Rudolf Reinhardt

Otto WEIß, *Tun, was der Tag verlangt. Das Leben von Pater Kaspar Stanggassinger, Freiburg-Basel-Wien, Verlag Herder 1988* (²1989), 144 S.

Pathologie einer Vokabel: Frommsein ist zum anrühigen Begriff abgesunken. Der am 24. April 1988 seliggesprochene Redemptoristenpater Kaspar Stanggassinger war nichts anderes als eben „nur“ fromm. Wer fromm mit „naiv“ gleichsetzt, muß nicht lange fahnden, um sich in seinem (Vor-)Urteil bestätigt zu sehen, er wird genügend Material dafür finden: Geradlinigkeit, Natürlichkeit, gewinnende Herzlichkeit, Fröhlichkeit und Güte, Pflichtbewußtsein, Sanftmut, innerer Glanz — das sind die Worte, mit denen Mitbrüder und andere Zeitgenossen den „Seligen der kleinen Leute“ am häufigsten beschreiben.

Nichts Außergewöhnliches taucht in diesem Leben auf. 1871 wurde Stanggassinger auf dem Unterkälberstein bei Berchtesgaden als zweites von sechzehn Geschwistern geboren, Sohn eines einflußreichen, politisch aktiven Bauern. Er wuchs im Milieukatholizismus seiner Zeit auf. Dazu gehörte das „Pfarrerspielen“ und „Messelesen“. Schon während seiner Freisinger Gymnasialzeit gefiel er durch seine freundliche Art. Der Weg ins Priesterseminar und in den seit dem Kulturkampf aus Deutschland verbannten Redemptoristenorden ist gekennzeichnet von persönlicher innerer Überzeugung einerseits und der schroffen Ablehnung des Vaters andererseits, dessen Segen sich der Sohn gern geholt hätte (er gab erst nach der Gelübdeablegung im Sommer 1893 seine Zustimmung). Die ersten Ordensjahre verbrachte Kaspar in Dürrenberg im Salzburger Land; 1895 wurde er zum Priester geweiht; er wirkte unter anderem als Seminarpräfekt und Lehrer und übersiedelte 1899 ins bayerische Gars am Inn, wo er der erste Direktor des neuen Seminars werden sollte. Bevor es dazu kam, starb er, wahrscheinlich an einer Blinddarmentzündung.

Der Ordenshistoriker Otto Weiß hat das Leben Stanggassingers in seiner Biographie nicht in eine Helden- oder Siegergeschichte umgeschrieben. Bei der Durchschnittlichkeit seiner „Vorlage“ wäre das eine Versuchung gewesen. In seinem durch Einfachheit und flüssigem Stil gekennzeichneten Lebensbild zieht er zwar die bislang maßgebenden Biographien Stanggassingers zu Rate; von deren glorifizierenden, heute eher peinlich wirkendem Hagiographismus (mit z.T. ganz einfach falschen Deutungen) setzt er sich jedoch vornehm und zugleich deutlich ab. Seine „volkstümlich gehaltene Biographie“ verwendet zudem ausgiebig ordensinterne, ansonsten wohl nicht leicht zugängliche Dokumente, Protokolle und Augenzeugenberichte. Die

wichtigste Quelle sind jedoch die Notizen aus den Geistlichen Tagebüchern Stanggassingers. Alles, was gesagt wird, kann sich auf die genannten Quellen berufen.

Verblüffend ist, mit welcher Offenheit die Zustände im Kloster Dürrnberg bei Hallein geschildert werden: Konkurrenz- und Positionskämpfe zwischen den verschiedenen Patresgenerationen, aber auch die Eifersüchteleien und Lieblosigkeiten unter den Jüngeren, die zu einigen Ordensaustritten führten (zumeist Wechsel in eine Diözese). Von all dem hielt Stanggassinger sich fern. Schon früh trat er als gerechter und sensibler Erzieher hervor; seine Ernennung zum Seminardirektor gilt als Ausdruck des besonderen Vertrauens der Oberen. Eher ungewöhnlich für die damalige Zeit: er wandte sich gegen aktivistische, zur Schau getragene Frömmigkeit und gegen Aszeticismus (bei einiger Strenge gegen sich selbst). Mit seinem heiteren Wesen suchte er den ihm anvertrauten Jugendlichen das rauhe Klima des Seminaralltags erträglicher zu machen. Kennwort damals, Klischeewort heute: ganzheitliche Erziehung zur Humanität. Und: Ohne Selbsterkenntnis könne man nicht zu einem inneren Menschen heranreifen.

Persönlich half er sich durch die Schwierigkeiten mit Mitbrüdern und die Ämterlast, indem er sich religiöse Merksätze aufschrieb, die er penibel beachtete (im Stil ähnlich verfaßt wie später die Vorsätze und Stoßgebete des Angelo Roncalli im *Giornale dell'anima*). Treue im Kleinen und Unauffälligkeit bestimmten sein Leben (der Vergleich mit der fast zeitgleich lebenden Therese von Lisieux [125 f.] scheint in dieser Hinsicht nicht aus der Luft gegriffen): „Man ist nie klein“, heißt es etwa, „wenn man in den Fußstapfen eines Gottes wandelt.“⁹⁸ Die geschliffene Rede kannte und konnte er nicht: „Wenn man gelehrt predigt, sagen die Leute: Der versteht was. Doch wenn man einfach redet, richtet man etwas aus.“ (102, bzw. 106) Dabei war er durchaus nicht kritik- (wohl eher konflikt-) scheu: schon im Noviziat nahm er nicht alles widerspruchslos hin, wenn er seine Bodenständigkeit mit übertriebenem, von ihm abgelehnten „Mystizismus“ konfrontiert sah.

Kaspar Stanggassinger: nach dem Urteil seiner Zeitgenossen konservativ, aber von gesundem Urteil, kein Karrierechrist, ein kritischer Mensch, skeptisch gegenüber allen Übertreibungen, unspektakulär, klein, ein „Frühvollendeter“. „Ein Heiliger für heute“ (130-134)? Das Schlußkapitel läßt kritische Distanz zu Selig- und Heiligsprechungen überhaupt vermissen. Welches Anforderungsprofil stellt die Kirche an einen Menschen, um von ihm zu behaupten, er sei „mit Sicherheit“ bei Gott? Nicht um die „Ehre der Altäre“

gehe es, meinte der Münchener Erzbischof Kardinal Friedrich Wetter, sondern darum, „im Alltag auf den Spuren Jesu zu gehen“ (Münchener Kath. Kirchenzeitung, 24. April 1988, 3). Insofern sanktioniert diese Seligsprechung die Normalität und verweist darauf, wie es das Konzil tat (z. B. *Lumen Gentium* Nr. 39), daß „alle“ „zur Heiligkeit“ berufen sind. Das „Lebensprogramm“ des neuen Seligen, das uns in seiner Schlichtheit tröstet und ermutigt, besteht in dem, was dem Buch von O. Weiß den Titel gab: Tun, was der Tag verlangt. Ein zeitgemäßes Programm für christliche Spiritualität. Auf der Suche nach Leitworten und exemplarischen Menschen, die in die Zukunft weisen, kann man freilich immer noch fragen, ob „geglücktes Leben“ — auch in Gott glückseliges — unbedingt der Kanonisierung bedarf.

Geist und Leben 61 (1988) 384-386.

Andreas Batlogg